Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 110. Donnerstag den 19. April 1888. 82. Jahrgang.

Berliner Leben.

Nachdruck verboten.

Berlin, 17. April. Mit dem erneuten Lächeln des Frühlings hat sich auch erneute Sorge für uns eingestellt, und es scheint, als ob die düsteren, gefahrdrohenden Wolken, die lähmend und lastend uns betrücken, nicht so schnell wieder verschwinden wollen. An schlimmen Berichten über das Befinden des Kaisers waren die letzten Tage schon reich gewesen, alle Befürchtungen aber wurden zerstreut durch sein Erscheinen in Berlin, und wie gern trennte man sich von ihnen, man hofft ja so hingebend nur das Gute, das Beste. Da, mit einem Male, furchtbar, vor Schreck und Trauer uns erstarrend, kamen die gestrigen unheilvollen Meldungen, und der Zauber des Lenzes, der sich allgemach zu zeigen beginnt, dem man sich so sehr entgegensehnte, er verschwand mit einem Schlage vor dem so grell in die Nähe gerückten tragischen Ereigniß. — Wer das Berliner Leben mit aufmerksamen Augen beobachtet, der merkte heute sogleich, daß irgend etwas Beunruhigendes, Drohendes in der Luft lag, das öffentliche Leben war erregter als sonst, die Zeitungsvorräthe der fliegenden Händler und in den Kiosken waren im Umsehen verkauft, hier und dort bildeten sich kleinere Gruppen, und aus den Gesprächen drang immer wieder das eine Wort: „der Kaiser“ hervor; begierig wartete man auf das Ausrufen von Extrablättern, um zu erfahren, wie der Monarch die Nacht verbracht — aber diesmal ließen die Unglücksraben nicht ihre schrillen Stimmen vernehmen, und die Angst und Besorgniß wurden dadurch vermehrt. — Hinaus also gen Charlottenburg, dort konnte man vielleicht etwas Bestimmteres erkunden.

Noch länger als sonst dünkt uns der endlose Weg vom Brandenburger Thore aus; im Thiergarten knospet es und regt es sich an Bäumen und Gebüschen, Crocusse und Maiblumen sprossen zwischen frischem Grün schon hervor, und lustig erschallt der Sang der Finken, aber wir achten kaum darauf und die mit uns demselben Ziele Zustrebenden gleichfalls nicht, nur die linde Luft umfächelt uns wenig und will uns das Herz befreien von allen quälenden Fragen. Nun haben wir es endlich erreicht, das Charlottenburger Schloß, von dessen Thurm die Kaiserstandarte halbmast herniederweht; massig, gewaltig liegt es da, mehr einen stolzen, ernsten als lichtvollen, freundlichen Eindruck machend. Ein weiter Schloßhof breitet sich vor dem mittleren Theile aus, ein kunstvolles, durchbrochenes Eisengitter schließt ihn von der Außenwelt ab, zwischen der Chaussee und dem Gitter ziehen sich gefällige Gartenanlagen hin. Auf ihren sauberen, kiesbestreuten Wegen drängen sich in dichten Schaaren die theilnahmvoll Erschienenen, fast ausnahmslos den besseren und besten Ständen angehörig, zumal viele Damen, noch immer in dichte Trauergewänder gehüllt.

„Wie geht es dem Kaiser?“ das ist die erste Frage, die jeder Neuankommende an den Zunächststehenden richtet, und dabei fliegen die Blicke schon hinüber zu den Fenstern des Krankenzimmers, als ob man von dort die Antwort erhaschen könnte. Gern wird Rede und Gegenrede gestanden, ach, es ist fast immer nur wenig, herzlich wenig, was man vernimmt, und dies Wenige steht häufig im directesten Widerspruch: „Die Nacht soll besser gewesen sein!“ — „Nein, sie war sehr schlecht!“ sagt uns ein Anderer. „Alle Hoffnung ist aufgegeben!“ erfahren wir hier, und gleich darauf: „Die Krisis soll ja nun glücklich überstanden sein!“ — Jeder Auskunftgebende versammelt gleich Dutzende von Hörern um sich, und mit Windeseile fliegen die Worte von Mund zu Mund.

Eintönig ist die Stimmung, eintönig das ganze Bild, trotzdem zuweilen strahlend die Frühlingssonne ihren hellen, verklärenden Schein darüber ergießt. Nur im Flüsterton werden die Gespräche geführt, ohne das wohlbekannte Klingeln fahren die Pferdebahnwagen vorbei; lautlos, nicht auf den Ruf des Postens wartend, tritt die links befindliche Wache ins Gewehr, wenn eine Hofequipage in raschem Trabe, von feurigen Rappen gezogen, herangerollt kommt. Und das geschah in der heutigen Mittagsstunde sehr häufig, und ein jedes Mitglied des Herrscherhauses — Prinz Alexander und Prinz Georg, Prinzessin Friedrich Karl, Großherzog und Großherzogin von Baden, Erbprinz und Erbprinzessin von Meiningen etc. — wurde von der Menge sichtlich mit besonderer, einen rührenden Zug der Theilnahme zeigenden Sympathie begrüßt. Verschiedene der Herrschaften ließen die Wagen vor dem Hauptportale, an dem zwei riesige Garde-Kürassiere in weißem Koller standen, halten und verließen die Gefährte nicht, sondern sandten die Adjutanten zu näheren Erkundigungen in das Schloß, um, nachdem sie dieselben erhalten, sogleich wieder nach Berlin zurückzukehren. Das wurde von dem harrenden Publicum als günstiges Zeichen gedeutet, und, wie aus der Erde gestampft, erfuhr man auch, daß sich um halb ein Uhr der Kaiser am Fenster seines Arbeitsgemaches gezeigt haben solle — Dieser, Jener wollte es bestimmt erfahren haben, ein Dritter hatte ihn selbst gesehen, ein Schutzmann bestätigte es — wie heiterten sich da die Mienen auf, wie weitete sich die Brust und wurden die Augen hell, eine so gute Botschaft hatte man nicht vermuthet, und wie gebannt richteten sich Aller Blicke nach dem betreffenden Fenster, als könnten sie den Ersehnten dort hinzaubern. Und die Kunde schien sich zu bewahrheiten, Prinz Heinrich, in Marine-Uniform, verließ zu Wagen gegen ½3 Uhr das Schloß, bald darauf folgte der Kronprinz, auf einem schönen, hoch und stark gebauten Fuchs reitend, ernst die Grüße erwidernd, dabei in reger Unterhaltung mit einem ihn begleitenden Major vom Großen Generalstabe. Und immer mehr schien sich der Kreis zu verkleinern, der um den Kaiser versammelt gewesen. General-Adjutant Fürst Radziwill, mit vollstem Ordensschmuck und den glitzernden Fangschnüren seiner Würde, rollte, in offenem Wagen sitzend, dahin, und dicht hinter ihm Feldmarschall Moltke, das Gesicht in eiserne Falten gezogen.

Oede, verlassen blieb während der ganzen Zeit der Schloßhof, nur einige Lakaien durchkreuzten ihn unbedeckten Hauptes, von einem Flügel des ausgedehnten Gebäudes zum andern weißverdeckte Schüsseln mit Speisen tragend. Desto lebhafter wurde es mit jeder Viertelstunde auf dem Charlottenburger Hauptwege, nach vielen Hunderten und Tausenden waren die Spaziergänger zu zählen, welche einen Rastpunct vor dem Schlosse machten und begierig nach dem „Neuesten“ forschten. Die Pferdebahnen waren überfüllt, Reiterinnen und Reiter, unter letzteren viele Officiere, sprengten heran und ließen die dampfenden Rosse einige Minuten verschnaufen; unzählige Wagen, Cabriolets, Landauer, Tilburys, Vierspänner kamen herangefahren, und jeder von ihnen machte, wenn auch nur auf Secunden, Halt, um Bescheid zu erhalten, der mit Freuden gewährt wurde. Ein wirkliches, aufrichtiges Gefühl des Glückes aber schien Alle zu beleben, als Gerüchte von einem besseren Befinden des Kaisers immer stärker auftraten, und Viele eilten sogleich nach Berlin zurück, um die gute Kunde zu verbreiten. Wenn Flehen und Bitten helfen könnten, dann würde sich gewiß der Kaiser bald von dem schweren Schlage der tückischen Krankheit erholen. Das walte Deutschlands Genius!

Paul Lindenberg.

Socialpolitisches.

* Berlin, 17. April. Berlin ist gegenwärtig der Schauplatz einer ziemlich lebhaften Streikbewegung. Bis jetzt ist unseres Wissens seitens der Polizei die Freiheit dieser Bewegung nicht beeinträchtigt worden, obgleich, wenn die Zeitungen recht berichtet haben, es in einigen Versammlungen zu verfänglichen Redewendungen nicht gefehlt hat. Man kann diese Thatsache mit um so größerer Genugthuung constatiren, als Diejenigen, welche in den letzten Jahren nun einmal an jedem Streik überall die rücksichtslosesten Reactionen sahen, nicht laut genug darüber zu klagen wußten, daß der bekannte Puttkamer'sche Erlaß die Coalitionsfreiheit der Arbeiter geradezu aufgehoben habe. Es war eine Zeit lang in der deutschfreisinnigen Presse ein besonders beliebtes Anklagemittel gegen die nationalliberale Partei, daß dieselbe sich diesem Erlaß gegenüber schweigend und unthätig verhalten habe. Die nationalliberale Partei ist eben der Ansicht gewesen, daß die Absicht der Regierung sich darauf beschränkte, den Mißbrauch der Streiks zur Umgehung des Socialistengesetzes zu verhindern, ohne daß dadurch den sich auf dem bestehenden Rechtsboden haltenden aufrichtigen Bestrebungen zur Verbesserung der Lebensverhältnisse irgendwie entgegengetreten werden sollte. Man war zu solcher Auffassung durch die Loyalität, welche die Regierung in der Handhabung des Socialistengesetzes bewiesen hatte, durchaus berechtigt und hatte zum Mindesten abzuwarten, wie sich die schwarzen Prophezeiungen bewähren würden. Daß sie sich, wie so manche andere von derselben Seite, als ganz unbegründet erwiesen haben, ist jedenfalls recht erfreulich. Eine andere Frage ist's, ob man sich auch über die Thatsache der gegenwärtigen Streikbewegung an sich freuen kann. Wer ein Herz für die Arbeiter hat, der kann eingedenk der bitteren Erfahrungen, welche so manche Arbeitseinstellung hinterlassen hat, nur immer ermahnen, das zweischneidige Schwert nicht anders als im äußersten Nothfalle zu gebrauchen. Darüber ist heute kein Zweifel mehr, daß die Streiks in der Mehrzahl für die Arbeiter ungünstig auszugehen pflegen, und daß auch im Falle ihres Sieges es in der Regel einer langen Arbeit bedarf, bevor der in der Zeit der Erwerbslosigkeit erlittene Ausfall wieder ausgeglichen ist. Unerläßlichste Voraussetzung wird jedenfalls immer sein müssen, daß nur in Zeiten blühenden und gesicherten Geschäftsganges ein Streik unternommen wird. Ob man in der gegenwärtigen Situation diese Kennzeichen erblicken kann, wird sich mit Bestimmtheit schwer sagen lassen. Dazu kommt, daß die Aussichten von Streiks je nach der Natur des Gewerbszweiges sehr verschieden sind. Leistungen, die an einen bestimmten Ort gebunden sind, unterscheiden sich unter diesem Gesichtspuncte sehr wesentlich von solchen, welche überall vorgenommen werden können. In Berlin ist im Augenblicke die Lohnbewegung am schärfsten im Schuhmachergewerbe im Gange. Wenn die Angaben, daß der durchschnittliche Wochenverdienst eines Schuhmachergesellen nicht mehr als 10—11 ℳ betrage, auf Wahrheit beruhen, so erscheint das Verlangen nach Lohnerhöhung allerdings sehr berechtigt. Aber die Gesellen können sich unmöglich der Einsicht verschließen, daß die Arbeitseinstellung ein sehr zweifelhaftes Mittel ist, zu diesem Ziele zu gelangen. Was in Berlin nicht producirt wird, kann in kürzester Frist überall her aus der Provinz ersetzt werden. Jedoch die Arbeiter werden ja ihre eigenen Interessen selbst am besten beurtheilen können.

* München, 17. April. (Ortskrankencasse III.) Gestern Vormittag fand die von der Ortskrankencasse III, welche das kaufmännische Personal umfaßt, abgehaltene Generalversammlung statt. Der Vorsitzende, Herr Kaufier Hauck, betonte, nachdem der Rechnungsabschluß und das Gutachten des Revisionsausschusses bekannt gegeben, sowie einstimmig Decharge ertheilt worden war, die Nothwendigkeit, einige Paragraphen der Statuten abzuändern, sowie für einen Ertrag des sich nicht als praktisch erweisenden Wochenbeitrags Sorge zu tragen. Praktische Vorschläge aus der Mitte der bei der Casse Versicherten würden von der Vorstandschaft entgegengenommen und gewürdigt werden. Dem Jahresberichte selbst entnehmen wir, daß sich die Einnahmen auf 27 432,50 ℳ beliefen und fast ausschließlich durch eingezahlte Beiträge entstanden sind. Ausgegeben wurden für ärztliche Behandlung, Krankengelder, Verwaltungskosten u. s. w. 10 085,22 ℳ, so daß ein bei der städtischen Sparcasse angelegter Activrest (Reservefonds) von 17 367,23 ℳ verbleibt. Zu bemerken ist jedoch, daß im Jahre 1888 noch 6133,14 ℳ an Rechnungen für Aerzte, Arzneien (Ausgaben, welche in das Jahr 1887 fielen) zu bezahlen sind, wogegen wieder 4227,29 ℳ an Beiträgen für December vereinnahmt werden. Der factische Ueberschuß der seit 7. August 1887 fungirenden Ortskrankencasse beträgt somit 15 461,43 ℳ. Die Zahl der Versicherten betrug am 31. December 1887 4592 Personen, welche sich auf 1494 Principale vertheilen. Nach Geschlechtern ausgeschieden, sind es 2504 Personen männlichen, 2088 weiblichen Geschlechts; unter 16 Jahren befinden sich sodann in der Gesammtsumme 1225 Lehrlinge und Lehrmädchen. Unterstützungen an Krankengeld erhielten 283 Mitglieder mit 3785 Krankheitstagen; in den Krankenanstalten wurden verpflegt 57 Mitglieder mit 1023 Krankheitstagen. Als Beschlüsse humaner Art können wir bezeichnen, daß die Unterstützungen für „jeden“ Tag gewährt werden, da laut Vorstandsbeschluß jeder Tag des Jahres als „Arbeitstag“ betrachtet wird, sowie daß bei dringender ärztlicher Anordnung eines Landaufenthaltes der „1½fache“ Betrag des Krankengeldes gewährt wird. Am Schlusse der Generalversammlung wurde der Vorstandschaft der wohlverdiente Dank für ihre mühevollen, namentlich durch die Gründung der Casse herbeigeführten Leistungen ausgesprochen.

Zimmerer-Versammlung.

* Leipzig, 18. April. Gestern Abend fand im Saale des Restaurant „Bellevue“ eine von etwa 300 Personen besuchte öffentliche Versammlung der Zimmerer von Leipzig und Umgegend statt, in welcher der Vorsitz den Herren Zuckeland, Rilch und Hundt übertragen wurde. Der zeitherige Cassirer Herr Werner legte als ersten Punkt der Tagesordnung die Abrechnung des Unterstützungsfonds auf die Zeit vom Mai v. J. bis März l. J. vor. Die Einnahme betrug 2559 ℳ 80 ₰, die Ausgabe 2103 ℳ 28 ₰ — zumeist Unterstützungen an Streikende, — so daß ein Cassenbestand von 456 ℳ 50 ₰ verblieb. Debattenlos wurde dem Cassirer von der Versammlung Entlastung ertheilt. Mit der Wahl eines Cassirers, welche auf Herrn Stephan fiel, und eines Controleurs, als welcher Herr Hundt gewählt wurde, fand der zweite Punkt der Tagesordnung Erledigung. Einen lebhaften Meinungsaustausch rief der letzte Punct der Tagesordnung „Stellungnahme unserer Arbeitgeber zu der von uns aufgestellten Lohnforderung“, hervor. Herr Ernst als Referent theilte zunächst hierzu mit, daß der im November vorigen Jahres von den Zimmerern gefaßte Beschluß, in diesem Jahre einen Stundenlohn von 40 ₰ zu beanspruchen, sämmtlichen Arbeitgebern l. J. mitgetheilt worden, von diesen aber unbeachtet, mithin abgelehnt worden sei. Nachdem eine größere Anzahl Redner sich für die Durchführung dieser Forderung ausgesprochen, nahm die Versammlung folgende Resolution an: „Die heutige öffentliche Versammlung der Zimmerer von Leipzig und Umgegend beschließt, an der im November v. J. einstimmig angenommenen Forderung festzuhalten und verpflichtet sich, für die Forderung von 40 ₰ Stundenlohn mit aller Energie einzutreten“. Weiter beschloß die Versammlung noch, die streikenden Kunstmaurergehilfen mit einer Summe von 100 ℳ zu unterstützen. Mit der Aufforderung seitens des Herrn Friedrich, bei der bevorstehenden Lohnbewegung einmüthig zusammenzustehen und zu handeln und der Empfehlung zum fleißigen Lesen der Arbeiterfachblätter, fand die Versammlung ¼ nach 10 Uhr ihren Schluß.

Vermischtes.

— Die einstige Neigung Kaiser Wilhelm's zu einer Prinzessin Radziwill ruft — so schreibt man der „Schlesischen Zeitung“ aus Berlin — die Erinnerung an einen Roman wach, der vor zweihundert Jahren am kurfürstlichen Hofe zu Berlin gespielt hat und in welchem die Prinzessin Luise Charlotte von Radziwill den Mittelpunct einnahm. Kaum zwei Jahre alt, war die Prinzessin verwaist und Erbin eines schwer schätzbaren Vermögens, sowie Herrin eines Grundbesitzes geworden, der viele Hunderte von Quadratmeilen umfaßte. Kurz vor seinem Tode hatte der Vater der Prinzessin den Großen Kurfürsten gebeten, sich seines Töchterchens anzunehmen und Friedrich Wilhelm entsprach diesem Wunsche, indem er die junge Prinzessin zugleich mit seinen Kindern und in seiner Familie erziehen ließ, wohl von Anfang an mit der Idee, die über einen so enormen Reichthum verfügende Prinzessin mit einem seiner Söhne zu vermählen. Im Februar 1681 sah er diesen Lieblingsplan verwirklicht: sein dritter Sohn Ludwig vermählte sich mit der schönen, anmuthigen Prinzessin, durch welche Heirath ansehnliche Besitzungen in Litthauen an das brandenburgische Haus fielen. Die durchaus glückliche und harmonische Ehe wurde jedoch am 28. März 1687 jäh gelöst: Prinz Ludwig, der noch am Abend vorher einem Balle bei seiner Stiefmutter, der Kurfürstin Dorothea, beigewohnt, starb ganz plötzlich. In Berlin erzählte man sich offen, er sei auf Anstiften der Kurfürstin durch eine ihm von einer Cousine der letzteren, der Prinzessin von Holstein-Sonderburg, gereichte Apfelsine vergiftet worden — ein Gerücht, dessen Unwahrheit durch spätere Forschungen vollauf erwiesen wurde. Die verwittwete, noch nicht zwanzigjährige Markgräfin lenkte sogleich als willkommenes „Object“ die Augen verschiedenartiger Höfe, namentlich des polnischen und des österreichischen, auf sich, konnte doch ihr zukünftiger Gemahl mit ihrem Reichthum und Grundbesitz einen bedeutenden Einfluß üben, speciell auf die Entwickelung des polnischen Königthums, dessen Stärkung Oesterreich zu hintertreiben suchte. Mannigfache Fäden wurden angesponnen, um die Prinzessin zu sondiren, wen von den zwei hauptsächlichsten Candidaten — Prinz Jacob, der Sohn König Johann Sobieski's von Polen, und Pfalzgraf Karl Philipp, Sohn des Kurfürsten von der Pfalz — sie bevorzugte, und das Intriguenspiel nahm an Umfang zu, als der Große Kurfürst die Augen geschlossen und sein mit Oesterreich sympathisirender Sohn Friedrich III., der spätere König Friedrich I., den Thron bestiegen hatte. Während Frankreich viel daran lag, daß der polnische Prinz die Hand der schönen Erbin erhielt, interessirte sich Oesterreich eifrig für den Pfalzgrafen Karl Philipp und setzte es durch, daß die Prinzessin — ein günstiges Zeichen für die Zukunft — dem Pfalzgrafen ihr Bildniß schenkte. Das erfuhren zugleich der französische und der polnische Gesandte in Berlin, und um dem Rivalen einen Vorsprung abzugewinnen, auch weil sie wußten, daß Friedrich dem polnischen Hofe nicht sehr gewogen war, beschlossen sie, zu handeln und überdies den Kurfürsten durch ein fait accompli zu überraschen. Ihnen lag viel daran, daß die umworbene Prinzessin den Prinzen Jacob kennen lerne, da sie zu einem polnischen Abgesandten, der ihr in glühenden Farben die Schönheit des Prinzen geschildert hatte, geäußert hatte, daß sie seinen Worten nicht recht traue. Prinz Jacob kam also heimlich nach Berlin, wohnte unter angenommenem Namen beim französischen Gesandten und erreichte alsbald — ob mit Genehmigung der Prinzessin, ob durch Bestechung ihrer polnischen Hofdamen, ist nicht erwiesen — mit ihr im Schlosse eine nächtliche Zusammenkunft, bei welcher sie ihm ein Eheversprechen gab. Der Kurfürst brachte dies alsbald in Erfahrung, an energischen Formen fehlte es nicht, aber ein energisches Dazwischentreten war, falls man nicht mit Polen in ernste Verwickelungen gerathen wollte, nicht möglich. Ueberglücklich reiste Prinz Jacob ab und traf alle Vorkehrungen zu der pomphaften Hochzeit. Aber die andere Partei war unterdessen auch nicht müßig gewesen. Einige Tage, nachdem der polnische Prinz Berlin den Rücken gekehrt, hielt mit vollem Glanz und in der Kraft seiner männlichen Schönheit, die der des Nebenbuhlers sehr überlegen war, der Pfalzgraf Karl Philipp in der brandenburgischen Hauptstadt seinen Einzug. Der Kurfürst nahm ihn freundlich auf, er führte ihn selbst bei der Prinzessin Radziwill ein, und der stattliche Fürst errang sich schnell ihr leicht zu entflammendes Herz. Die Gesandten Frankreichs und Polens waren außer sich, sie bestürmten die Prinzessin mit Bitten, sie erinnerten sie an ihr Versprechen, aber jene wußte mit leichter Rede ihre Behauptungen zu zerstreuen. Jetzt mußte schnell gehandelt werden, und der Gesandte Oesterreichs spielte seine entscheidenden Karten aus. Hatte der polnische Prinz ein heimliches Eheversprechen erhalten, so sollte diesmal sogleich die Heirath heimlich vollzogen werden. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, am 10. August holte der Pfalzgraf die Prinzessin angeblich zu einer Spazierfahrt ab, der Wagen fuhr aber directen Weges zu dem in der Breitestraße gelegenen Hause des österreichischen Grafen Sternberg. Hier harrte bereits ein katholischer Geistlicher des Paares, welches er sofort traute. Während der polnische Gesandte noch mit dem französischen conferirte, wie der drohenden Gefahr vorzubeugen sei, war die Prinzessin Radziwill schon Pfalzgräfin von Pfalz-Neuburg. Die feindliche Partei wüthete, als am nächsten Tage das Geheimniß bekannt wurde; sie drang zum Kurfürsten und bat um Scheidung der Jungvermählten. Friedrich III. that, als ob er sehr überrascht wäre, bedauerte aber, nichts thun zu können, da er der Prinzessin nichts zu befehlen habe. Am selben Abend noch sagte Pfalzgraf Karl Philipp Berlin, wo er seine reiche Gattin nicht recht sicher wußte, Lebewohl und führte sie mit in seine schöne Heimath. So endete der Roman der Prinzessin Luise Charlotte von Radziwill glücklicher, als es bereits einer ebenso jungen und schönen Angehörigen ihres Geschlechtes beschieden sein sollte.

— Ueber den vor Kurzem gestorbenen Sultan Bargasch von Sansibar entnehmen wir einem Artikel der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ Folgendes:

Der Titel Seyid, den die Herrscher von Sansibar führen, bedeutet nichts weiter als Herr. Es ist dies eine Titulatur, die eigentlich jedem freien Araber zukommt. Wenn die Europäer hier, wie bei anderen Gelegenheiten, den Titel Sultan gebrauchen, so ist das eine ganz willkürliche Bezeichnung. Die Herrscher von Sansibar haben ebenso wenig Recht darauf wie die von Maskat. Als [illegible] Mohamedaner erkennen die Araber nur dem Oberhaupte ihrer Religion, dem Califen, also dem Sultan der Türkei, diesen Titel zu.

Auch war die Stellung des Imams von Maskat und darauf auch des Herrschers von Sansibar keineswegs eine völlig unumschränkte. Ursprünglich wurden sie von den anderen mächtigen und reichen arabischen Familien nur als die Mächtigsten unter Ihresgleichen angesehen, etwa wie die Fürsten bei uns in früheren Zeiten ihrem Feudaladel gegenüberstanden.

Seyid Medschid, der Vater Seyid Bargasch's, war ein kränklicher, schwacher Mann, welcher das Regieren gänzlich seinem Vezier Soliman ben Ali überließ. Dieser aber wußte die Macht der großen Araberfamilien nach langem, vergeblichem Widerstand so vollkommen zu brechen, daß die Herrschaft in der That eine vollkommen unumschränkte wurde. Zugleich verstand es dieser schlaue Minister vortrefflich, seine Taschen zu füllen. Während er sich bereicherte, gerieth sein Herr immer mehr in Schulden. Und dies trotz der sich jährlich hebenden, recht bedeutenden Einnahmen. Als daher Seyid Medschid im Jahre 1871 starb, war der Stand der Finanzen ein sehr trauriger. Aber sein Nachfolger war aus anderem Stoff gemacht, das Gleichgewicht wurde bald hergestellt, an die Stelle der Deficits traten die Ueberschüsse.

Da es nach den Anschauungen der gläubigen Mohammedaner kein Erbrecht giebt, vielmehr der älteste Verwandte oder der Mächtigste in einer Fürstenfamilie bei einem Todesfall die Zügel der Regierung ergreift, so drohte bei dem Ableben Seyid Medschid's ein Kampf um den Thron auszubrechen. Denn es waren zwei Prätendenten vorhanden: die Brüder des Verstorbenen Seyid Bargasch und Seyid Chalifa. Letzterer war der Liebling Seyid Medschid's gewesen und glaubte daher, größere Ansprüche zu haben, allein Seyid Bargasch hatte das Militair für sich gewonnen, das war ausschlaggebend, er bestieg unangefochten den Thron, sein Bruder aber wanderte nach orientalischer Sitte ins Gefängniß.

Von seinen Unterthanen ohne weiteres anerkannt, hatte Seyid Bargasch auch die Genugthuung, bei den Vertretern der fremden Mächte in seiner Hauptstadt auf keinen Widerstand zu stoßen. Kaum waren die Consulate von seiner Thronbesteigung benachrichtigt, so beeilten sich auch die Consuln Deutschlands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten, ihm ihre officiellen Anerkennungsbesuche zu machen, während der englische Vertreter die Anerkennung noch von mehreren Bedingungen abhängig machen wollte, unter welchen die Abschaffung des Sclavenhandels die wichtigste war.

Diese Maßregel war ein schwerer Schlag für den Sultan. Da alle Waaren aus dem Innern Afrikas mit Hilfe von Sclavenkarawanen zur Küste gefördert wurden, die dann auch noch selber verkäuflich waren, so war das Geschäft ein sehr lohnendes. Die Nachfrage nach Sclaven in Arabien und Persien war dabei eine stetige; wurden die Sclaven aber nicht verkauft, so bildeten sie an der Küste und auf den Inseln eine an Billigkeit nicht zu ersetzende Arbeitskraft.

So wurde durch die Aufhebung des Sclavenhandels nicht nur der Transport der Landesproducte aus dem Innern bedeutend erschwert und vertheuert, es trat auch an der Küste eine wirthschaftliche Krisis ein, welche durch Mangel an Arbeitskräften hervorgerufen wurde, da die dortigen Einwohner, wenn sie nur ein wenig weißes (d. i. arabisches) Blut in den Adern zu haben glauben, durchaus nicht zu bewegen sind, Hand anzulegen.

In Folge des Mangels an billigen und bequemen Transportmitteln schlugen die Handelsproducte daher bald neue Wege nach der Küste ein. Sie wandten sich entweder nach Norden oder südwärts zu den portugiesischen Gebieten, wo man übrigens dem Sclavenhandel gegenüber beide Augen zudrückte.

Indessen gelang es dem unleugbar großen Verwaltungstalent des neuen Herrschers von Sansibar sehr bald, alle Fährlichkeiten glücklich zu umschiffen. Sofort nach seiner Thronbesteigung nahm er die Regierung ganz in seine Hände. Der alte Vezier wurde entlassen. Um unangenehmen Auseinandersetzungen zu entgehen, stellte sich Soliman ben Ali schleunigst unter englischen Schutz, packte seine Schätze und Frauen zusammen und verschwand nach Bombay, um dort ungestört die Früchte seines Raubes zu genießen. Dann setzte sich Bargasch ben Said mit den Gläubigern seines Bruders auseinander. Daß er ihre Forderungen einer sehr sorgfältigen Prüfung unterzog, ist selbstverständlich, ebenso daß sie dieselben sehr bedeutend zu ermäßigen hatten. Genug, man einigte sich, und nun begann ein System der Einschränkungen und Ersparnisse, zugleich ein umsichtiges Fördern des Handels und Verkehrs, daß die Regierung des arabischen Machthabers in den vortheilhaftesten Gegensatz zu seinen portugiesischen Nachbarn stellte. Ohne die von ihm geschlossenen Handelsverträge zu verletzen, ohne auch dem Handel irgend welche Fesseln anzulegen, wußte er die Zölle genügend zu erhöhen, um an die Stelle der bisherigen Oede im Staatsschatz eine erfreuliche Fülle treten zu lassen. Er wirthschaftete so vortrefflich, daß in den letzten Jahren seiner Regierung sich jährlich bedeutende Ueberschüsse ergaben und in seinen Truhen sich ein Silbervorrath ansammelte, den mit den Verhältnissen vertraute Männer auf 20—24 Millionen Mark veranschlagen.

Denn Bargasch ben Said war nicht nur ein umsichtiger Herrscher, er war zugleich ein tüchtiger Pflanzer und ein noch geschickterer Kaufmann. Sein Grundbesitz war sehr bedeutend. Auf den Inseln Sansibar, Pemba u. a. gehörten ihm an 500 Plantagen, die ihm sehr bedeutende Erträge abwarfen. Mit Bombay und Calcutta hatte er eine regelmäßige Dampferverbindung errichtet, nach dem ersteren wurden die Dampfer alle 4, nach dem letzteren alle 4 bis 6 Wochen expedirt. Alle 8 Wochen ging einer der Sultans-Dampfer nach den Komoren. Im übrigen waren und sind auch natürlich noch heute die Fahrten auf die Küstenplätze beschränkt, besonders lebhaft ist der Verkehr mit den Häfen der Somaliküste.

Die Flotte besteht aus 9 Schiffen. Davon sind freilich in Abzug zu bringen die Yacht „Nianza“, ein elegantes und hübsch eingerichtetes Fahrzeug, das aber kaum noch im Gebrauch ist, und ein sogenanntes Kriegsschiff mit eisernen Gußgeschützen, das bessere Tage gesehen hat und jetzt, nicht mehr im Stande, die See zu befahren, im Hafen festgeankert liegt. Im Dienste stehen aber drei von der P. and O. Company gekaufte, von dieser ausrangirte Dampfer von etwa 1500 Tonnen Gehalt, ein 800 Tonnen großer Dampfer, früher Eigenthum der British India Steam Navigation Co., ein 1200 Tonnen großer in England für den Sultan gebauter Dampfer und zwei kleine Dampfer von je 300 Tonnen, welche die Firma O'Swald u. Co. in Flensburg bauen ließ.

Auf diese Weise verstand es Bargasch ben Said, sich eine Einnahme zu verschaffen, die auf 2 Millionen Dollars geschätzt wird. Er trug sich einmal mit dem Plan, dieselbe noch ansehnlich zu erhöhen, dadurch, daß er eine Grundsteuer nach europäischem Muster einführte, allein diese Neuerung stieß auf den heftigsten Widerstand der Bevölkerung, so daß der Plan einstweilen fallen gelassen wurde.

Ueber die sorgfältige Erhebung der Zölle wachte der verstorbene Sultan unausgesetzt. Die Rührigkeit der Beamten in Sansibar contrastirte sehr augenfällig mit dem verlotterten Wesen der Portugiesen an der gegenüberliegenden Küste, hier lange Geschäftsstunden und schnelle, gewissenhafte Abfertigung, dort eine Säumigkeit und Nachlässigkeit ohne gleichen bei gröbster Plackerei.

Bis zum Jahre 1886 hatte der Sultan die Zölle verpachtet, in den letzten Jahren an den Banianen Tario Topan für 550 000 Dollars. Als der Contract 1887 ablief, übernahm Seyid Bargasch die Erhebung der Zölle selber, um sich den daraus fließenden Gewinn nicht entgehen zu lassen.

Bekanntlich wurde ihm durch die Abmachungen zwischen ihm einerseits, Deutschland und England andererseits von seinen auf die Festlandsküste gemachten Ansprüchen nur ein 10 km breiter Küstenstreifen belassen. Da aber dieser Küstenstreifen das dahinter liegende Gebiet völlig vom Meere abschließt, so knüpften jene beiden interessirten Mächte, bezw. die unter ihrer Oberhoheit dort arbeitenden Gesellschaften, sofort Unterhandlungen an, um gegen eine zu zahlende Entschädigung die Zollerhebung in ihre Hände zu bekommen. Den Engländern gelang dies ohne viele Schwierigkeiten für den ihrer Interessensphäre vorliegenden Küstenstreifen von Mombas bis Kipini. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft konnte zu einem Uebereinkommen erst ganz kürzlich gelangen. Ob die geringe Willfährigkeit des Sultans den Deutschen gegenüber und seine sehr hohen Forderungen ihren Grund fanden in der geringeren Beliebtheit, deren sich Deutschland bei dem Sultan seit unserer Festsetzung in Ostafrika erfreuen soll, oder ob dieselben auf gewisse persönliche Verhältnisse zurückzuführen sind, entzieht sich der Erörterung. Beachtenswerth ist, daß die Engländer früher einmal in der Sclavenfrage sehr viel schärfer gegen Bargasch ben Said vorgegangen sind, und daß sie, ebenso gut wie wir, sich ein Stück des von ihm beanspruchten Ostafrika angeeignet haben, daß ihnen aber trotzdem ihr früherer großer Einfluß nicht verloren gegangen ist. Nach jüngsten Nachrichten soll die genannte deutsche Gesellschaft das Zollrecht an der Küste auf 50 Jahre endgültig erworben haben, und da nach Ablauf dieser Frist die Kündigung von beiden Seiten erfolgen muß, so dürfte diese Erwerbung als eine permanente angesehen werden.

Wenn aber Seyid Bargasch es trefflich verstand, sein Eigenthum zu mehren, so war er ebenso geneigt, die Freuden dieser Welt zu genießen und auch Andere daran theilnehmen zu lassen. Jeder Fremde, welcher Sansibar besuchte, wurde auf das Freundlichste von ihm empfangen, seine Pferde und Wagen stellte er ihnen zu Ausflügen in verbindlichster Weise zur Verfügung. Seine Dschambas, d. i. Landhäuser, standen ihnen offen, und in seinem Auftrage bewirtheten seine Diener zuvorkommend die Gäste. Diners von 50 Gängen, die sich wenigstens zweimal des Tages wiederholten und bei denen eine ganze Schaar schwarzgesichtiger Sclaven bedienend thätig war, waren nichts Außerordentliches. In der jüngsten Zeit war auch an Stelle des Europäern wenig genügenden Getränkes für Wein durch Scherbet, Sodawasser und Mandelmilch ein vom Sultan importirter Apfelwein-Sect getreten, dessen Genuß ja auch den Satzungen des Korans nicht im Wege steht.

Für seinen Harem gab Bargasch ben Said große Summen aus. Abgesehen von etwa 300 Sclavinnen zählte derselbe über 90 Insassen. Joest erzählt, daß kurz vor seinem Besuch der Insel drei Kaukasierinnen auf einem Dampfer des Sultans aus Konstantinopel geholt worden seien, was nicht weniger als 300 000 Dollars gekostet haben solle. Natürlich ist von diesen Schätzen wenig zu erblicken. Zuweilen sieht man an großen Festen ihre gold- und silbergestickten Gewänder von den hohen Balconen vor ihren Gemächern heruntertrocknen, oder man kann einen flüchtigen Blick auf die dichtverhüllten und maskirten Gestalten werfen, wenn der Sultan, wie das öfter geschieht, den ganzen Harem in dreißig seiner vielen Wagen packt und bei Nacht durch die dann menschenleeren Straßen auf eine seiner Dschambas führt.

Noch einen anderen schweren Ausgabeposten weist das Budget auf, den für die Armee. Dieselbe besteht aus einer Leibwache des Sultans von 50 Mann, einer Garde von 1500 und einem irregulären Corps von 1400 Mann. Die reguläre Truppe, welche von dem ehemaligen englischen Marinelieutenant Matthews und dem unter ihm commandirenden früheren Matrosen Martin nach englischem Muster ausgebildet wurde, trägt weißleinene Uniformen und eine rothe, goldgeränderte, cerevisartige Mütze. Bewaffnet sind sie mit dem englischen Snidergewehr und der dazu gehörigen Seitenwaffe. Unter dem General Matthews commandiren als Officiere meist Leute von den Komoren. Die irreguläre Truppe setzt sich aus Negern, Beludschen, Arabern u. a. zusammen, eine sehr bunte Gesellschaft, und ebenso bunt ist ihre Tracht und ihre Bewaffnung, die meist in alten arabischen Lunten- und Steinschloßflinten, langen breiten Schwertern und Dolchen besteht. Die Cavallerie zählt etwa 20 Mann. Artillerie giebt es gar nicht, Geschütze aber desto mehr. Ein langer hölzerner Schuppen auf der Insel Sansibar birgt eine ganze Sammlung von Kanonen, darunter viele alte unbrauchbare eiserne Rohre, aber auch gute stählerne Hinterlader, sowie die sechs schönen Broncekanonen, welche Kaiser Wilhelm dem Sultan schenkte.

Diese Truppen führen meist ein sehr ruhiges Leben, sind indeß auch dem Sultan gegen aufrührerische Häuptlinge im Küstenlande wiederholt recht nützlich gewesen. Gegen Europäer waren sie aber schon deswegen nicht verwendbar, weil General Matthews contractmäßig nur zur Kriegführung gegen Nichteuropäer verpflichtet war. Daher weigerte sich der letztere auch, gegen die Portugiesen ins Feld zu rücken, als im Streit um die Tunghi-Bai beim Cap Delgado jene ein mit Soldaten und Kriegsmaterial beladenes Schiff, die „Kilwa“, genommen, mit ein paar Geschützen armirt und dann mehrere Küstenplätze Sansibars beschossen hatten.

Die wichtigsten Plätze des Sansibar-Staates sind außer den Inseln Sansibar, Pemba und Mafia die Häfen Lindi, Kilwa, Dar es Salaam, Bagamoyo, Saadani, Pangani, die Insel Mombasa, Tanganjika, Malindi, die Inseln Lamu und Tula, ferner Kismaju, Barawa, Merka und Magdischu, die letzten vier Enclaven an der Somali-Küste.

Der Nachfolger ist der Bruder des verstorbenen Herrschers, Seyid Chalifa, der bis jetzt nach asiatischer Sitte das Leben eines Gefangenen führte. Er wurde streng auf das eifersüchtigste bewacht. Man weiß nichts über ihn. Seyid Bargasch wünschte einem Sohne die Nachfolge zuzuwenden. Indessen ist der neue Herrscher bereits von den Vertretern Deutschlands und Englands anerkannt und damit seine Herrschaft gesichert.

SLUB
Wir führen Wissen.